

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2007)
Heft: 4

Buchbesprechung: Rezensionen

Autor: Hitz, Florian / Gasser, Albert / Jäger, Georg

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

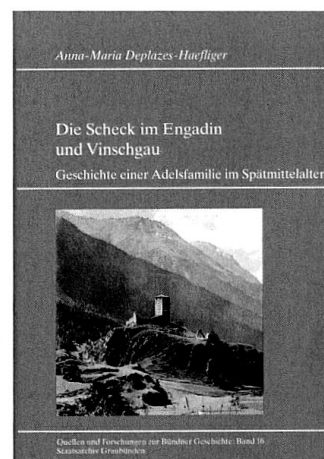
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Rätische Kleinadelsfamilien – soziale Verflechtung und soziale Dynamik

Anna-Maria Deplazes-Haeffliger. Die Scheck im Engadin und Vinschgau. Geschichte einer Adelsfamilie im Spätmittelalter. (Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, hrsg. vom Staatsarchiv Graubünden). Kommissionsverlag Desertina, Chur, 2006. 223 Seiten, 12 Abbildungen. ISBN 3-85637-322-5.

Familienforschung gelte heute als «altmodische historische Spielerei», befürchtet Anna-Maria Deplazes-Haeffliger. Dies liege auch daran, dass die Familie gegenwärtig «in einer schweren Krise steckt und man im Begriffe ist, bis auf wenige Rudimente ein über Jahrhunderte funktionstüchtiges soziales System ersatzlos zu kippen.» Ob die heutigen Verhältnisse damit nun zutreffend charakterisiert oder doch in etwas zu düsteren Farben gemalt sind – im Mittelalter, und lange darüber hinaus, bildete die Familie, diese durch Abstammung und Besitz definierte Gruppe, *die* grundlegende soziale Institution. Womit die Berechtigung und Wichtigkeit historischer Familienforschung bereits erwiesen ist. In der vorliegenden Arbeit schildert Anna-Maria Deplazes-Haeffliger «das einmalige, historisch einzigartige Schicksal einer Familie». Zugleich zeigt sie Allgemeines auf, etwa die «einfallsreichen Überlebensstrategien», welche im spätmittelalterlichen Kleinadel angewendet wurden – «ähnlich wie heute im Mittelstand». Das Hauptergebnis der Untersuchung bezieht sich auf «die grosse Bedeutung des Familiensystems, dieser verborgenen, uns Nachgeborenen kaum mehr bewussten Verflechtung mehrerer Geschlechter untereinander (Scheck, Ratgeb, Planta) zur gegenseitigen Absicherung ihrer Existenz».



In der alten Grafschaft Vinschgau

Die Scheck waren in der «alten Grafschaft Vinschgau» beheimatet; ihr «Lebensraum» umfasste das obere Etschtal, das Untere Engadin und das Münstertal. «Dieser kulturell geschlossene und im

14. Jahrhundert politisch konsolidierte Raum wurde in der Neuzeit durch Landesgrenzen zerschnitten und damit beidseits der Grenze zur Randregion». Heutzutage wird die Grenzregion von Kulturtouristiken wieder grenzüberschreitend bewirtschaftet («Magisches Rätisches Dreieck», «Stiegen zum Himmel»), was natürlich sehr legitim ist. Wenn aber unsere Autorin klagt, wie «politische Grenzen späterer Zeiten eine vordem gewachsene Einheit zerstörten», dann könnte man fast meinen, die gesamte staatlich-politische Entwicklung der Neuzeit in diesem Gebiet sei etwas Illegitimes...

Dabei war es gerade die Herausbildung zweier unterschiedlicher, ja gegensätzlicher politischer Systeme, die dafür sorgte, dass die Grafschaft Vinschgau «keineswegs politisch-kulturelle Peripherie» war. Die Region war «in die Entwicklung der europäisch wegweisenden habsburgischen Verwaltung» *und* «in den Aufbau der Staatlichkeit Gemeiner Drei Bünde einbezogen». Die Konfrontation der beiden Mächte sorgte für politische Dynamik, liess Landesgrenzen entstehen – und die Familie Scheck scheitern.

Diener zweier Herren

Bis ins 15. Jahrhundert konnte das Bestehen verschiedener Herrschaftsansprüche innerhalb der Region einer regionalen Kleinadelsfamilie wie den Scheck zum Vorteil gereichen. Die Scheck waren Ministerialen, ritterliche Dienstleute, der Herren von Matsch und des Bischofs von Chur. Die Herren von Matsch waren ihrerseits wiederum Vögte des Churer Hochstifts, also ebenfalls bischöfliche Vasallen.

Die Beziehungen der Scheck zu den Matschern reichen weit zurück: bis ins 12. Jahrhundert, zu den Herren von Tarasp, den Ahnen und Rechtsvorgängern der Matscher. 1288 sass Burkhard II. Scheck als Matscher Kastellan auf Schloss Tarasp. 1304 agierte sein Enkel Hertegen Scheck (von Ardez und von Laatsch, Vinschgau) als «Mordkumpan» des Vogtes Ulrich II. von Matsch bei der Enthauptung des Abtes von Marienberg (Vinschgau). Die «Mordlust» der bei der Meucheltat mitmachenden Ritter «war eingebunden in die Vasallentreue zu Ulrich II., die offenbar für die Beteiligten alles rechtfertigte.» Zur Erklärung, wenn auch nicht Entschuldigung, für die Verfahrensweise des Vogtes liesse sich sagen, dass der Abt gegen ihn die Schutzherrschaft des Grafen von Tirol angerufen hatte, womit für den Matscher natürlich sämtliche politischen Alarmglocken läuteten.

Bereits ab den 1230er Jahren erscheinen die Scheck auch im Gefolge und am Hof des Bischofs von Chur. Welches für sie die ältere, die ursprüngliche Option war, die bischöfliche oder die matschische, möchte Anna-Maria Deplazes-Haefliger nicht entscheiden.

Streit um Steinsberg

Im Jahr 1411 übernahm Georg Scheck vom Bischof die Burg Steinsberg bei Ardez mit grossem Umschwung als Pfand – für ein kleines Darlehen. Der Bischof war damals knapp bei Kasse, auch wegen seiner langen und erbitterten Fehde gegen die Herren von Matsch. Georg Scheck nutzte also eine günstige Gelegenheit. Diese bot sich spät genug: Der benachbarte (aber nicht mit der Burg zu verwechselnde) Wohnturm im Dorf Ardez zählte zu den traditionellen Sitzen der Scheck. Hatte die bischöfliche Verwaltung bewusst so lange «verhindert, dass die Scheck als lokal dominierende Familie im Herrschaftszentrum Einfluss nehmen konnten?»

Die Burg Steinsberg blieb in der Folge umstritten. Beim bischöflich-matschischen Friedensschluss, 1421, wurden die Herren von Matsch als Pfandinhaber bezeichnet. Aber gerade dieser Friedensschluss bedeutete die Entmachtung der Matscher. Deren Nachfolger als Klostervögte im Vinschgau und Münstertal waren die Vermittler des Friedens – die Grafen von Tirol, Herzöge von Österreich. So sass in den 1430er Jahren wieder Georg Scheck auf Steinsberg. Allerdings nur vorübergehend; denn der Bischof prozessierte auf dem Konzil von Basel – das auch ein grosser Gerichtshof war – gegen den kleinen Ardezer Burgherrn.

Schliesslich musste Scheck die Burg hergeben; er erhielt eine schöne Entschädigung zugesprochen, aber offenbar nie ausbezahlt. Seinen Familienturm in Ardez durfte er weiterhin bewohnen. Ebenso gern residierte er aber auf seinem Familienturm in Laatsch. «Zeit seines Lebens» blieb er «ein Pendler zwischen Ardez und Laatsch».

Beziehungen zu Tirol

Damit war die Zeit vorüber, in der die Scheck «ein ziemlich problemloses Dasein in ihrer Funktion als Ministerialen» genossen hatten. «Das im Lehenswesen verankerte persönliche Vertrauensverhältnis zwischen Herr und Edelknecht» war gestört; der

Bischof und die Dienstleutefamilie «verfochten mit allen Mitteln nur noch ihre Eigeninteressen». Wahrscheinlich vermissten die Scheck nun auch die Herren von Matsch, als weitere Feudalgewalt, als Gegengewicht zum Bischof ...

Die auf dem Turm von Goldrain, im mittleren Vinschgau, sitzenden Scheck gingen inzwischen unter die Tiroler Vasallen. Eigentlich verwalteten sie in Goldrain die Lehengüter des Bischofs von Chur. Eine Zeitlang bestand da sogar eine Gotteshausbund-Gemeinde, als deren Ammänner sie fungierten. Doch ab 1472 gehörten die Goldrainer Scheck offiziell zum «landsässigen» Tiroler Adel. Die Erzherzöge belehnten sie mit der nahe gelegenen Burg Untermontani. In der tirolischen Landesverwaltung fassten die Goldrainer Scheck aber nicht Fuss. Sie blieben Privatis bis zu ihrem Aussterben 1580.

Für die im Unterengadin niedergelassenen Scheck bildete die Verbindung zu Österreich-Tirol keine Lösung, sondern das eigentliche Problem: den Stolperstein zum tiefen Fall.

Seit 1485 sass Balthasar II., ein Enkel des Georg, wieder als Pfandbesitzer auf Burg Steinsberg. Ein bischöflicher Burgvogt war zugleich ein Hauptmann des Gotteshausbundes – und als solcher versagte Balthasar. Im März 1499, während des Schwabenkriegs, wurde Steinsberg von den Tirolern belagert; Balthasar kapitulierte bald und übergab die Burg. Er selbst wurde als Geisel nach Meran abgeführt und dort am 23. Mai, nach der Schlacht an der Calven, zusammen mit gut dreissig anderen Bündner Geiseln erschlagen. «Nachdem der bedauernswerte Balthasar Scheck im Engadin als Parteigänger der Tiroler in Verruf gekommen war, galt er nun in Meran als einer der verhassten Bündner. Als Diener zweier Herren bezahlte er die Position zwischen dem Hochstift Chur und den Grafen von Tirol mit seinem Leben.»

Der Fall des Hauses Scheck

Der Schwabenkrieg riss Unterengadin und Vinschgau auseinander, und er bescherte der Familie Scheck im Unterengadin das Ende. «Nach dem Schwabenkrieg verschwinden die Scheck als Pendler zwischen dem Unterengadin und dem Vinschgau abrupt aus den Quellen.» Und schon sehr bald verschwinden sie im Unterengadin überhaupt aus den Quellen: 1502 überlassen Balthasar Schecks direkte Erben die Pfandschaft Steinsberg dem Johann Planta, einem entfernten Verwandten. Der Rest ist Schweigen, oder beinahe. Die Familie Scheck ist zwar «nicht ausgestorben,

lässt sich aber urkundlich nicht mehr fassen, obwohl vereinzelt noch Personen mit dem Namen Scheck auftauchen, die als Nachkommen der Ministerialenfamilie in Frage kommen.»

Der 1510 in Susch geborene Durich Chiampell weiss ausserdem zu berichten, wie anno 1504 fünf Mitglieder der Familie Scheck umkamen, als der Ardezer Turm bei einem Erdbeben über ihnen zusammenstürzte.

Von Naturereignissen abgesehen: Was führte letztlich zum Untergang der Scheck? Wohl nicht nur der mangelnde persönliche Mut oder das politische Pech des Burgvogtes Balthasar. Dieser war allerdings «im Gegensatz zu Härtli von Capol und Benedetg Fontana keine charismatische Führerpersönlichkeit». Aber die Autorin sieht mehr strukturelle Gründe für den *échec* der Scheck: eine allzu konservative Einstellung über mehrere Generationen hinweg. Ganz auf «das althergebrachte Lehenssystem» fixiert, hätten sich die Scheck kaum in der «kommunalen Bewegung» des Engadins engagiert. Diese Erklärung legt grosses Gewicht auf die politische Kultur des Gotteshausbundes – und sie präsentiert uns die Familie Scheck gewissermassen als Modernisierungsverliererin.

Der Aufstieg des Hauses Planta

Ganz anders die Familie Planta. Ihr Aufstieg vollzog sich relativ langsam; erst ab den 1330er Jahren unterhielt sie Heiratsverbindungen mit dem Ministerialadel. Ein halbes Jahrhundert später begann sie wirtschaftlich und heiratspolitisch in den Vinschgau auszugreifen. Im 15. Jahrhundert sieht Anna-Maria Deplazes-Haefliger für die Planta gar die «Möglichkeit einer Interessensverschiebung weg vom Gebiet der Drei Bünde mit ihrer kommunalen Bewegung hin zum habsburgischen Verwaltungsstaat Tirol. Erst das Jahr 1499 zerstörte diese Option endgültig.» Das 15. Jahrhundert war denn auch das Zeitalter der «direkten und intensiven Familienbeziehungen der Planta zu den Scheck».

Von diesen Beziehungen profitierten eindeutig die Planta. «Die Planta haben sich die Positionen der Scheck recht eigentlich erheiratet. Zwei Ehen, in denen Planta-Töchter im 15. Jahrhundert in die Familie Scheck einheirateten, stehen vier sehr lohnende Heiraten von Scheck-Töchtern mit Planta-Söhnen gegenüber.» Schliesslich kam es für die Scheck zur regelrechten «Einverleibung durch die Planta». Vor allem durch die Linie Planta-Wildenberg: «Die Scheck von Ardez lebten nicht nur mit ihrem Be-

sitz und ihren Traditionen, sondern auch biologisch-genetisch in den Planta-Wildenberg weiter.»

Solide Grundlage, sorgfältige Auswertung

Nur «wer sich dem oft dürftigen Material aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert stellt und sich durch die gefürchteten Quellenmassen des 15. Jahrhunderts wühlt», verfügt über eine tragfähige Basis für eine Familiengeschichte wie diejenige der Scheck. Die vorliegende Arbeit beruht auf der Sichtung zahlreicher Urkunden aus staatlichen und privaten Archiven in Chur und Müstair, auf der Churburg im Vinschgau (dem einstigen Matscher Sitz), in Innsbruck und in Trient. Ein Dutzend der interessantesten Urkunden hat Lothar Deplazes im Anhang ediert.

Diese breite Quellengrundlage erlaubt die Rekonstruktion der genealogischen Zusammenhänge wie auch des Streubesitzes der Scheck. In Kurzbiografien werden gut hundert Mitglieder des Familienstammes und rund vierzig ihrer Ehegatten erfasst. Dabei geht die Autorin sehr umsichtig vor, gerade was die «weit verzweigten Stammesverwandtschaften» betrifft. Die Herren von Ardez, Susch und Goldrain, die in den Urkunden nicht den Namen Scheck tragen, aber mit den Scheck zumindest verwandt sind, werden zwar prosopographisch beschrieben, jedoch nicht in die Stammtafeln aufgenommen.

Auf Vorarbeiten hat Anna-Maria Deplazes-Haefliger kaum zurückgreifen können, wenigstens nicht innerhalb der Bündner Historiographie. Dies liegt natürlich daran, dass den Scheck «der Wandel von der mittelalterlichen Niederadelsfamilie zum Häuptergeschlecht der frühen Neuzeit» misslang. Für die moderne Historikerin ist dies allerdings eher ein Vorteil; fehlt damit doch «die übliche Legendenbildung mit Herkunftssagen und Phantasiestammbäumen, wie sie fast für alle Bündner Adligen typisch sind».

Ergebnisse und Erkenntnisse

Besonders aufschlussreich wird die Untersuchung, wenn sie nach «Heiratspolitik» und «Familienbewusstsein» fragt. Die beim Erben gleichberechtigten Töchter des Kleinadels galten als Trägerinnen der Tradition und waren begehrte Heiratskandidatinnen. So bewerkstelligte die in den Vinschgau zugewanderte Familie

Ratgeb ihren sozialen Aufstieg durch Einheirat in die Familien Scheck und Planta. Der spätmittelalterliche Ministerialadel erscheint demnach als «eine besonders durchlässige Gesellschaftsschicht». Als jedoch der aus Bayern stammende, mit Visa Scheck verheiratete und in Laatsch niedergelassene Ulrich Ratgeb – der sich gelegentlich selbst Scheck nennt! – den Ardezer Turm erwerben will, weiss sein Schwager Albert Scheck dies mit allen Mitteln zu verhindern. Da hat die Durchlässigkeit ein Ende: Der Turm, das Symbol für die ritterliche Familientradition, muss in der männlichen Linie bleiben.

Die Arbeit über die Scheck gibt «authentische Einblicke ins Alltagsleben, in die Personengeschichte und die Familienbeziehungen» des spätmittelalterlichen rätischen Kleinadels. Sachliche Fehler sind nicht auszumachen. (Einmal ist allerdings vom «Gericht Münster oder Ob Calven zwischen Taufers und Müstair» die Rede. Tatsächlich umfasste das Gericht Ob Calven jedoch das ganze Münstertal, und Taufers wurde im 17. Jahrhundert davon abgetrennt. Im gegebenen Zusammenhang bleibt dies aber ein Nebenschauplatz.) Mit einigen Untersuchungen wie dieser wäre der von der Autorin beklagte «Rückstand in der Erforschung kleiner Adelshäuser aus dem Gebiet der heutigen Schweiz und speziell auch von Graubünden» bald aufgeholt.

Florian Hitz

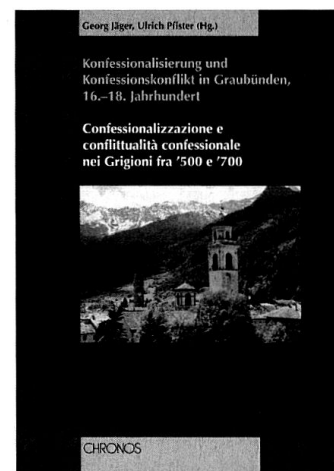
Konfessionalisierung und Konfessionskonflikt

Georg Jäger, Ulrich Pfister (Hg.). Konfessionalisierung und Konfessionskonflikt in Graubünden, 16.–18. Jahrhundert. Akten der historischen Tagung des Instituts für Kulturforschung Graubünden Poschiavo, 30. Mai bis 1. Juni 2002. Chronos, Zürich, 2006. 344 Seiten, Illustrationen. ISBN 3-0340-0773-3.

In den allerletzten Jahrzehnten hat sich geräuschlos gesamtschweizerisch und – gemessen an der langen und intensiven Geschichte – in rasantem Tempo ein Prozess abgespielt, der das Ende eines bestimmten Konfessionalismus brachte. An Graubünden, als Musterbeispiel eines konfessionell gemischten Kantons, ist das gut ablesbar. Gemeint ist damit das Einteilen und Beurteilen der Menschen im politischen und gesellschaftlichen Raum nach der konfessionellen Zugehörigkeit – ähnlich wie nach Geschlecht oder Berufsstand – verbunden mit einem entsprechenden Vorurteil. Dabei sind die Konfessionen keineswegs in Auflösung begriffen. Die beiden christlichen Grosskirchen leben weiter und meist sogar viel besser, als es der Ruf mit dem gängigen Klischee von den «leeren Kirchen» wahrhaben will. Und auch die konfessionellen Grenzen sind in den ländlichen Regionen keineswegs überwachsen. Was es aber nicht mehr oder kaum mehr gibt, ist die konfessionelle Fixierung auf Personen, Programme oder Institutionen. Die Ökumene ist in Graubünden mittlerweile in vielen Bereichen ein eingespieltes Miteinander. Das Gerede von der «neuen ökumenischen Eiszeit» geht an der Wirklichkeit weitgehend vorbei.

In Graubünden existierten bis vor wenigen Jahren «Zauberformeln» konfessioneller Aufteilung für die Zusammensetzung der Regierung, Quotenregelungen nach Kirchenzugehörigkeit für bestimmte Posten und Funktionen, auffällig im pädagogischen, schulischen und überhaupt im kulturellen Bereich, aber auch in anderen Dienstleistungssektoren. Bürgergemeinden, meistens konfessionell hoch empfindlich, übersahen bei Aufnahmegesuchen den Taufschein nie. Jetzt haben sie diese Schranke abgebaut. Die jahrhundertealte Form von eingefleischtem Konfessionalismus ist weitgehend Geschichte. Religion und Kirchlichkeit sind zur Privatsache geworden.

Vor diesem Hintergrund ist es besonders sinnvoll, wenn ein Forschungsprojekt sich explizit mit der durch die Reformation verursachten Konfessionalisierung beschäftigt, solange die mittlere



und ältere Generation noch einiges und vor allem auch viel Atmosphärisches aus diesem Erbe mitbekommen hat. Schliesslich hat Graubünden noch in den 1940er Jahren eine Spätphase konfessioneller Überhitzung auf parteipolitischer und journalistischer Ebene erlebt, die in ihrer Virulenz sogar die übrige Schweiz aufhorchen liess. Die Tagung in Poschiavo im Frühsommer 2002 konnte sich *sine ira et studio* mit den verschiedenen Facetten des konfessionellen Zeitalters in den Drei Bünden befassen. Daraus entstand ein stattlicher Sammelband, mit Abstechern ins benachbarte Ausserbündische.

Die wilden 1520er Jahre waren der Stabilisierung gewichen. Das lutherische, von Melanchthon ausformulierte Augsburger Bekenntnis von 1530, das Zweite Helvetische Bekenntnis von 1566 mit der Einigung von Zürich und Genf und das Glaubensbekenntnis des Konzils von Trient von 1564 haben die Fronten abgesteckt. Beim Aufbau und Ausbau der Konfessionen polemisierte man weiter kräftig gegeneinander, aber man profitierte auch unbeabsichtigt und uneingestanden vom Gegner. Es entwickelten sich analoge Verhaltensmuster. Die Reformationskirchen besannen sich verstärkt auf das Amt und die Strukturen, die katholische Kirche nahm Reformanliegen der Reformatoren auf, im Bildungswesen, aber auch in der theologischen Praxis. Beide Konfessionen konnten in den Drei Bünden ihren Absolutheitsanspruch nicht durchsetzen. Also musste man ein verträgliches Miteinander organisieren.

Wie weit die Konfessionalisierung die neuzeitliche politische Gestaltung vorangetrieben hat, darüber gehen die Meinungen auseinander. Für die Drei Bünde kann davon ausgegangen werden, dass die heftigen Konflikte die Staatsbildung eher behindert haben. In beiden Konfessionen kamen die Kirchenreformen gerade zu einer Zeit gravierender politischer Krise der Drei Bünde voran. Der Schwerpunkt bei der «Sozialdisziplinierung» und beim Ausbau der Kirchenzucht lag bei den Gemeinden. An der Ausgestaltung der Glaubenspraxis waren verschiedene Gruppeninteressen und Anstrengungen beteiligt. Die zunehmende Verschriftlichung im Bereich von Katechese und Kirchenliedern wirkte konsolidierend. Erst durch die Glaubensspaltung entstand das Schriftromanische und fand in beiden Kirchen Eingang. Führend war die reformierte Seite. Stefan und Luzi Gabriel begründeten mit ihren Übersetzungen des Katechismus (1611) und des Neuen Testaments (1648) die surselvische Schriftsprache. Zu ergänzen wäre, dass es katholischerseits etwas länger ging, aber man profitierte von den Gabriel'schen Pionierleistungen. Der katholische

Pfarrer von Vrin, Balzar Alig, übersetzte 1674 die Sonntagslesungen des liturgischen Lektionars, das heisst die Perikopen aus den Evangelien und den übrigen neutestamentlichen Schriften, in das Oberländer Romanisch. Den katholischen Seelsorgern kam zu gut, dass sie sich weiterhin auf das Missale und das Rituale in lateinischer Sprache stützen konnten. Beide Kirchen pflegten wettbewerbsmässig die geistliche Literatur. Uralte romanische Andachtsbücher waren, wie mir ein älterer Pfarrer erzählte, bis in unsere Zeit in Privathäusern zu finden.

Auf evangelischer Seite kam der Pfarrersynode eine Schlüsselrolle zu. Eine flächendeckende Kirchenorganisation in den reformierten Territorien erfolgte aber erst im 17. Jahrhundert. Die Ausbildung regionaler «Kolloquien» unterstützte die Durchsetzung eines straffen Gemeindelebens. Die katholische Reform brauchte einen längeren Anlauf. Zu Hilfe kam ihr die österreichische Intervention. Die Rückbindung an die alte habsburgische Schutzmacht erreichte in der ersten Phase des Dreissigjährigen Krieges im Lindauer Vertrag von 1622 ihren Höhepunkt, in den Bünden im folgende Jahr unter Mitwirkung der drei Bundeshäupter in den «Scappischen Artikeln» umgesetzt (benannt nach dem päpstlichen Nuntius Alessandro Scappi). Die tridentinischen Reformbeschlüsse und der Gregorianische Kalender wurden endlich angenommen. Die Scappischen Artikel hoben die klösterlichen Beschränkungen auf und ermöglichten die für katholisch Bünden bedeutsame Kapuzinermission. Der Einsatz eines zahlreichen Reformklerus fächerte alte Talpfarreien auf und intensivierte die Seelsorge. Der Einfall der Österreicher festigte auch das Churer Hochstift, das aus verschiedenen Gründen die Reformation überlebt hatte. Die Churer Bischöfe gewannen mehr Unabhängigkeit gegenüber den Drei Bünden, und es schälte sich ein rein innerkirchliches Bischofswahlrecht durch das Domkapitel heraus. Allerdings kam es wegen des Streits über die Geltung der Ilanzer Artikel von 1526 nach 1623 schliesslich 1641 zur Trennung der Drei Bünde in ein evangelisches und in ein katholisches Corpus. Die staatsrechtliche Grundlage der Drei Bünde war nun erst recht fragwürdig.

Eingehend und anschaulich wird der Ablauf der Ereignisse im Prättigau mit der relativ späten Einführung der Reformation in Schiers geschildert. Die Präsenz der Erzherzöge von Österreich verhinderte nicht, dass sich die Mehrzahl der unter ihrer Herrschaft stehenden bündnerischen Gemeinden zur Reformation bekannte. Kirchenwirtschaftliche Gründe verzögerten in Schiers die konfessionelle Umwälzung. In Schiers war nicht allein die

habsburgische Landesherrschaft in der Person des Landvogtes präsent, sondern auch das Churer Domkapitel, vertreten durch Männer der örtlichen Elite. 1556 kauften sich die Schierser Kapittelsleute vom Churer Domkapitel frei, und die Anhänger der Reformation erhielten Aufwind. Johannes Fabricius, aus Chur kommend, schaffte behutsam den Übergang. Die Churer Kirchenleitung machte die Personalfrage in Schiers zur Chefsache. Ein Dauerproblem auf evangelischer Seite war die schlechte Entlohnung des Klerus. Es herrschte zeitweise Mangel an qualifizierten Predikanten. Da waren die Kapuziner mit ihrem Armutsgeübde im Vorteil.

So rasch kam das Vorderprättigau nicht zur Ruhe. Dafür sorgte ein Querulant von Predikant und radikaler Hitzkopf, Johannes Möhr, Pfarrer in Grüşch, der auf reformatorischen Linkskurs abdriftete und mit deutschen Täuferkreisen Verbindung aufnahm. Die Anklage gegen ihn wog schwer. Er wiegle die Bauern zur Missachtung der Sonntagsruhe auf, aber auch gegen das evangelische Kirchenregiment von Zürich und die Pfarrer von Chur, die er als «Bischöfe» und «bekuttete Pfaffen» beleidigte, eine Titulatur, die an Thomas Münzers Polemik gegen Luther im Bauernkrieg erinnert. Die Verbannung Möhrs aus Bünden illustriert auch, dass sich Koalitionen aus ansonst konkurrierenden Gewalten bildeten, ob reformiert oder katholisch, bündnerisch oder österreichisch, um ein gemeinlästiges, subversives Subjekt loszuwerden. Die Anklageschrift gegen den missliebigen Predikanten wurde an der evangelischen Synode durch den katholischen Landvogt vorgetragen.

Katholische Priester und Pfarrer lebten auch noch nach dem Konzil von Trient häufig im Konkubinat und hatten Kinder, aber mit der evangelischen Pfarrfamilie trat eine neue legitime Lebensform des Klerus in die Öffentlichkeit des Kirchenvolkes. Die meisten evangelischen Pfarrer kamen sehr jung in Amt und Würden, mit der «Bürde» vieler Kinder gesegnet. Infolge der verbreitet prekären pekuniären und ökonomischen Verhältnisse sahen sich viele Pfarrer nach Nebenverdiensten um, als Lehrer oder auch als Mediziner und Chirurgen und natürlich im einheimischen bäuerlichen Gewerbe. Wegen misslicher Entlohnung traten die Seelsorger 1790 sogar in den «Pfarrerstreik» und sistierten ihren Dienst mit Ausnahme von Notfällen. Es ist aber auch viel von Anhänglichkeit der Gemeinden die Rede, und die Pfarrer durften rührende Komplimente entgegennehmen. Dagegen wurde 1697 der Pfarrer zwischen Valzeina und Grüşch ermordet, weil er gegen die Mischehe eines vornehmen Prätti-

gauers mit einer Katholikin polemisiert hatte. In Ftan beging der Pfarrer einen Totschlag, er fand aber im Zehngerichtebund wieder eine Anstellung. Im 18. Jahrhundert kam es zu Rivalitäten zwischen Pietisten Herrnhutscher Herkunft und Anhängern der althergebrachten reformierten Kirchendoktrin.

Für die Kapuziner war Bünden ein hervorragendes Exerzierfeld. Als franziskanischer Ordenszweig erst im 16. Jahrhundert gegründet, brachten ihnen materielle Anspruchslosigkeit und auch die Bereitschaft zu körperlicher Arbeit etwa beim Kirchbau viele Sympathien ein. Das Beziehen von Almosen sicherte sie oft besser ab, als es die «ordentliche» Entlohnung der Weltpriester tat. Erbettelte Gaben verschenkten die Mönche wiederum an Bedürftige. Das kam gut an. Mangelnde Sprachkenntnisse der aus Italien gekommenen Brüder waren allerdings hinderlich, und für das typisch bündnerische Kommunalwesen fehlte den Kapuzinern das Einfühlungsvermögen. Schulisch und volksbildnerisch waren die Kapuzinerpfarreien den reformierten Gemeinden unterlegen. Einen Vorteil konnten die Kapuziner ihrerseits buchen, indem sie sich in einem Land, das Traditionen pflegte, als Hüter des alten Herkommens empfahlen. Als Alternative zum evangelischen Pfarrhaus verstanden sie sich als geistliche Väter einer gemeindlichen Grossfamilie. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war über ein Drittel aller katholischen Pfarrämter mit Kapuzinern besetzt, was eigentlich nicht dem Selbstverständnis der Minderbrüder entsprach, deren Berufung die Wanderpredigt und punktuelle Mission waren und nicht die Niederlassung als Residenzkleriker. Die höchste Kapuzinerdichte bestand im Oberhalbstein. Die Konkurrenz zum Weltklerus war damit gegeben. Und die Churer Kurie musste zur Kenntnis nehmen, dass die Patres Loyalität und Gehorsam oft mehr auf die fernen Ordensoberen übertrugen als auf den Bischof in der Nähe. Ein vertrautes Muster im Verhalten katholischer Ordensdisziplin.

Wo Konfessionen so nahe und oft in der gleichen Gemeinde zusammenlebten, stellte sich das Problem der Konversion. Diese trat speziell bei der Kapuzinermision auf, deren Tätigkeit zu Rekatholisierung und konfessionsgemischten Gemeinden führte. Gewalt gegen Personen gab es selten, aber Gesten des Spottes und Verhöhnung von Kultobjekten. Weil der katholische Glaube «gegenständlicher» war, bot er auch mehr Angriffsflächen. Zum Katholizismus Konvertierte verloren im evangelischen Umfeld Amt und Ansehen. Wenn beispielsweise bloss ein Ehepartner diesen Schritt vollzog, wurde es für die Betroffenen oft so unerträglich, dass nur Auswanderung übrig blieb. Amüsant liest

sich der Beitrag, wie eine Maienfelderin von Geblüt, eine verwitwete Gugelberg von Moos, von einem katholischen Geistlichen ein Büchlein zugestellt erhielt, wohl mit der Absicht, die vornehme Frau zur Konversion zu bewegen. Diese antwortete prompt auf die plumpe Einladung mit ihrer eigenen Widerlegung katholischer Glaubenssätze. Beim Begräbnis der gelehrten und streitbaren Dame anno 1715 wurde sie gefeiert als «dess Frauenzimmers Preiss, der Kirche schönste Blum ...» – Wer andererseits dem kirchlichen Leben fernblieb, geriet unter die Räder. «Ungottesdienstlichkeit» und Abendmahlsverweigerung wurden geahndet, in Davos noch um 1800.

Am konfessionellen Zeitalter klebt das Blut der Hexenprozesse. Gegenüber Deutschland, wo die Hexenjagd nach 1630, mitten im Dreissigjährigen Krieg am meisten tobte, grassierte die Hexenverfolgung in den Drei Bünden erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die bündnerischen Kirchenleitungen hüben und drüben werden dabei eher entlastet. Der Hexenwahn wütete dort, wo die kirchliche Durchdringung schwach war und die Glaubensinformation daniederlag. Allerdings hat die Visitation von Carlo Borromeo in der Mesolcina diesbezüglich verhängnisvoll gewirkt. Wichtig aber ist dabei, dass die Verfahren gegen Hexen nicht als Nebenkriegsschauplatz der konfessionellen Konflikte interpretiert werden dürfen, wie früher angenommen. Hexentribunale wurden innerhalb der jeweiligen Konfession durchgezogen. So hat Borromeo die Protestanten von Hexen «fein säuberlich» getrennt. Das bischöfliche Gericht in Chur hat überhaupt keine Hexenprozesse durchgeführt. Wo man Hexenanklagen vor die katholische Inquisition brachte, wurden wenige Urteile gefällt. Es kam aber generell in konfessionell gemischten Regionen zu mehr Hexenprozessen als in konfessionell einheitlichen Territorien. Im Vergleich zur Schweiz schneiden die Drei Bünde trotzdem nicht gut ab. Der Sumpf, aus dem das Unheil ins giftige Kraut schoss, bildeten, wie gesamteuropäische Vergleiche zeigen, nachbarschaftliche Konflikte, Aussenseitertum, unkonventionelles sexuelles Verhalten, oft aber auch bloss körperliche Mängel. Die Frauen waren benachteiligter als die Männer. Verheerend wirkten sich die Hungerzüge der 1670er und 1690er Jahre aus. Die Aufarbeitung des Hexenwahns durch die Aufklärung liess sich Zeit. Noch nach 1740 glaubte der evangelische Pfarrer und zugleich Naturforscher Nicolin Sererhard in Seewis an den Hexensabbat und befürwortete eine konsequente Hexenverfolgung. Das letzte bündnerische Hexenverfahren 1779/80 im Oberhalbstein geriet zur komischen Farce.

Zu einer Besonderheit der südlichen Herrschaftsterritorien der Drei Bünde gehörte, dass die evangelische Bewegung vom Süden in die Täler kam. Italienische reformiert Gesinnte, vielfach ehemalige Priester, flohen in den Norden und predigten im Bergell, im Engadin und im Puschlav. Das Untertanenland Veltlin wurde Asyl für Protestanten, die Stadt Chiavenna zu einem Umschlagplatz evangelischer Aktivitäten oder zur Durchgangsstation. Aufschlussreich ist der Hinweis, dass die dogmatischen Zwistigkeiten unter den italienischen Zugewanderten die Synode zu mehr kirchendisziplinarischen Massnahmen herausforderten. Bündnerische, die Reformation begünstigende Interessen prallten auf die Bestrebungen der katholischen Reform und kollidierten mit dem für das Veltlin zuständigen Bischof von Como. Die katholische und zunehmend antibündnerisch gesinnte Mehrheit wagte 1620 den blutigen Aufstand, den «Sacro macello», der die Drei Bünde insgesamt in den Strudel des Dreissigjährigen Krieges riss und den Konflikt eskalieren liess. Im Puschlav wurde viel zerschlagen. Die Reformierten gerieten in Bedrängnis, entdeckten aber auch die Märtyrerverehrung. Der Wiederaufbau eines tragbaren Nebeneinanders war mühsam. Das Schiedsgericht der Drei Bünde hatte viel zu tun.

Ein informatives Buch, differenziert, wissenschaftlich akribisch, das umfangreiche Protokoll der grossen Wortmeldungen einer gewichtigen Tagung, aber nicht das aus einem Guss gegossene Ergebnis eines Seminars. Die Beiträge stehen nebeneinander und sind wenig direkt aufeinander bezogen. Man kann auswählen, muss nicht das Ganze lesen. Das ist einerseits günstig, aber für den Gesamtgewinn wieder nachteilig. Streckenweise hätte man einzelnen Aufsätzen einen leserfreundlicheren Schreibstil gewünscht, um ein breiteres Publikum zu erreichen.

Das einladende Bild auf dem Buchdeckel zeigt den Tagungsort Poschiavo mit den beiden konfessionell verschiedenen Kirchtürmen im zarten Frühlingsgrün in friedlicher Nachbarschaft. Das surselvische Wort für Gemeinde heisst «vischnaunca», vom lateinischen «vicinitas», zu deutsch «Nachbarschaft». Beide Konfessionen lebten in den Drei Bünden mit ihrem hoch gehaltenen Gemeindeprinzip nachbarschaftlich nebeneinander, nicht selten paritätisch innerhalb derselben Gemeinde. Man rivalisierte, raufte sich zusammen und respektierte sich gegenseitig.

Albert Gasser

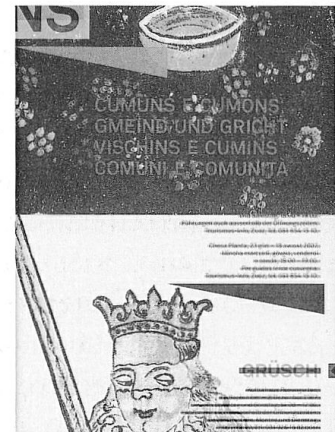
Zur Ausstellung «Gmeind und Gricht»

Florian Hitz, Daniele Papacella (Red.). Cumüns e Cumons – Gmeind und Gricht – Comuni e Comunità. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung in der Chesa Planta Zuoz (23. 7. – 18. 8. 2007), im Kulturhaus Rosengarten Grüşch (22. 9. – 2. 12. 2007) und in der Cuort Ligia Grischa Trun (12. 4. – 31. 5. 2008). AlpenAkademie ENGADIN/St. Moritz, Samedan, 2007. 87 S., Illustrationen.

Auf Einladung der Chesa Planta Zuoz, des Kulturhauses Rosengarten Grüşch und der Cuort Ligia Grischa Trun ist eine Ausstellung zu den Gemeinden entstanden, die von Florian Hitz und Daniele Papacella als Autoren und einer Gruppe von Gestaltern und Grafikern um Remo Arpagaus geschaffen wurde. In jedem der drei Bünde des früheren Freistaats wird die Ausstellung zwischen Sommer 2007 und Frühling 2008 einmal gezeigt.

Die Bündner Gemeinde als Ausstellungsthema? Ein nicht ganz einfaches Unterfangen! Wie können «Gemeinden» (der Begriff wird bereits im Titel als vieldeutig erkennbar) und deren Gesetze, politische Ordnungen, Machtverhältnisse und soziale Klassen visualisiert werden? Florian Hitz, Daniele Papacella und Remo Arpagaus haben die Herausforderung angenommen und auf moderne und ansprechende Weise gelöst. Die Ausstellung arbeitet mit Bildern, Objekten, Symbolen und Figuren, die für den eher eiligen oder weniger anspruchsvollen Besucher durch kurze Texte in einem begleitenden Flyer erläutert werden. Ein sorgfältig und grafisch ambitioniert gestalteter, gehaltvoller Katalog vertieft das Thema der Ausstellung auf eine gut lesbare, spannende Weise.

Die thematische Gliederung der Ausstellung folgt den Begriffen «Macht» – «Ordnung» – «Beteiligung». Im ersten Teil werden die Machtverhältnisse in der «Demokratie» des alten Freistaates der Drei Bünde thematisiert. Macht wurde in der oft als beinahe ideale Basisdemokratie oder dann als «Anarchie» charakterisierten Ordnung des Freistaates vor allem durch die Aristokratie ausgeübt, die in einem «dualistischen» Verhältnis zu ihren Wählern stand und ihre Herrschaft durch die Pflege ihrer Klienten mit wirtschaftlichen Leistungen, zum Beispiel im Söldnerwesen, Weinspenden und anderen Annehmlichkeiten immer wieder befestigen und bestätigen musste; insofern war ihre Macht «kontrolliert». In der Ausstellung visualisiert wird vor allem der Lebensstil der Aristokratie, der sich stark von jenem des «gemeinen Mannes» abhob. Die materiellen Grundlagen der Macht sind in



Form der Schatztruhe eines Offiziers und Kriegsunternehmers, sowie durch bildliche Materialien zur «Parteienbildung» und zu den rivalisierenden Machtkartellen dargestellt, die zahlreiche Fähnliupfe und gewalttätige Umtriebe zur Folge hatten.

Macht bedeutete aber nicht, dass der Adel allein die Ordnung gewährleistet hätte. Ordnung garantierten die Gerichtsgemeinden mit ihren «Geschworenen», die meist nicht aus dem Adel stammten. Dort, im «Gricht», lagen fast alle Befugnisse der Gesetzgebung, die das öffentliche Leben regelte. Der zweite Teil der Ausstellung illustriert die Ordnungsthematik anhand sehr schöner Statutenbücher, die je nach Standort der Ausstellung aus privaten und öffentlichen Archiven der Region oder dem Staatsarchiv stammen. Zum Ausdruck kommt die extrem hohe Regelungsdichte in unserem Ancien Régime; viele Themen werden durch Objekte versinnbildlicht, etwa durch Symbole des Blutgerichts, einen Gerichtsstab aus dem Schanfigg und natürlich das Richtschwert. Folterwerkzeuge verdeutlichen die rohe Praxis der Untersuchung. Aber auch Mass und Gewicht, Flurordnungen, Bewässerungsregelungen und Vorschriften der Waldbewirtschaftung werden in Bildern, Hohlmassen, Ellenstab, Objekten und Dokumenten der Flösserei usw. sichtbar. Teil der Ordnung war auch die Regelung des religiösen Lebens, das keineswegs nur Privatsache war, symbolisiert durch Bibel und Betschemel. Es ist nicht ganz einfach, den Charakter einer politischen Ordnung in einer Ausstellung zu vermitteln, im Ganzen scheint mir dies durch die ästhetisch sehr ansprechende Präsentation gut gelungen zu sein.

Der dritte Teil der Ausstellung behandelt die Beteiligung des «Volkes», der waffen- und wehrfähigen Männer, oder der Haushaltvorstände in den Nachbarschaften. Bilder der Bsatzig im Schanfigg und des Cumin in der Cadi, Fahnen von Gerichtsgemeinden, eine Bsatzigtrommel aus Schiers und persönliche Waffen sind einige der ausgestellten Objekte. Originell ist die Darstellung der Teilnahme der Stimmberechtigten, die durch eine Ansammlung von Männerschuhen, angeordnet um die – inzwischen auch schon historische – Disentiser «Buora da cumin», symbolisiert wird.

Der Schluss der Ausstellung «Was bleibt» ist etwas kurz geraten. Die Ordnung der Gerichtsgemeinden ist in die neue Gebietseinteilung von 1851 mit den Kreisen und den zahlreichen Nachbarschaftsgemeinden eingeflossen. Vieles ist somit geblieben, auch als Hypothek für eine moderne, der heutigen Zeit entsprechende Gemeindeordnung im Kanton Graubünden. Diese sehr aktuelle

Problematik in einer Zeit, die um Fusionen und neue Kooperationsformen nicht mehr herumkommt, wird am Schluss der Ausstellung leider nur ganz knapp angesprochen.

Was in der Ausstellung fehlt, wird aber im inhaltsreichen, präzise und klar informierenden, dreisprachigen Ausstellungskatalog weitgehend nachgeholt. Dort finden wir auch die Klärung des vielfältigen und in der Historiographie oft nicht exakt verwendeten Begriffs «Gemeinde». Kurze, aber dank der vielen Quellen- und Literaturzitate anschauliche Kapitel informieren über das politische Leben im Freistaat und die nachfolgenden Strukturen des Kantons seit der Verfassung von 1854. Ergänzt werden die Beiträge der Autoren Florian Hitz, Daniele Papacella und Heimo Heisch durch kurze Artikel von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die Quellentexte und Literaturzitate zur Geschichte des bündnerischen Staatswesens kommentieren. Das Ergebnis ist eine sehr anregende Schrift; sie macht die Thematik dieser Ausstellung glücklicherweise auch weiterhin den staatspolitisch Interessierten zugänglich.

Georg Jäger

Von Dunkelheit, Licht und Schatten

Peter Zumthor, Ivan Beer, Jon Mathieu [et al.]. Wieviel Licht braucht der Mensch, um leben zu können, und wieviel Dunkelheit? / Di quanta luce ha bisogno l'uomo per vivere e di quanta oscurità? (Studies on alpine history, 3). Vdf Hochschulverlag, Zürich 2006. 222 Seiten, zahlreiche Illustrationen. ISBN 978-3-7281-3038-9.

Obwohl es aus einem Forschungsprojekt hervorgegangen ist, unterscheidet sich dieses Buch allein schon durch sein Format und die ansprechende Gestaltung von anderen wissenschaftlichen Schriften. Vom schwarzen Einband hebt sich der Titel, die zentrale Frage, in Weiss- und Grautönen ab. Dieses Buch handelt von Dunkelheit, Licht und Schatten. Es geht um die Nachtlandschaft im Alpenraum, die zunehmend durch Kunstlicht beleuchtet und dadurch verändert wird. Sie ist vom Phänomen der sogenannten «Lichtverschmutzung» betroffen. Im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms «Landschaften und Lebensräume der Alpen» wurden im interdisziplinären Forschungsprojekt «Fiat Lux» (Es werde Licht) des Istituto di Storia delle Alpi ISAlp Lugano und der Accademia di architettura die Entwicklung und Auswirkungen der nächtlichen Lichtimmissionen aus der Sicht der Architektur, Geschichte, Soziologie und Satellitenfernerkundung untersucht. An den in diesem Band dargestellten Resultaten zeigen sich die verschiedenen methodischen Zugänge und Perspektiven der beteiligten Fachrichtungen an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Kunst. So präsentiert sich die zweisprachige Publikation künstlerisch-essayistisch.

Stimmungsvolle schwarz-weiss Fotos vom Spiel von Licht und Schatten in Nachtlandschaften führen ins Thema ein. Im ersten, literarischen Teil des Buches macht sich der Architekt Peter Zumthor, inspiriert von Literatur, Philosophie und Kunstgeschichte, Gedanken zu Licht und Schatten in der Landschaft, in der Architektur und der gestalteten Umwelt. Wie wirkt das Licht des Mondes oder der Sonne? Wie wirkt künstliches Licht? Brauchen wir das Dunkel der Nacht, um bestimmte Erfahrungen machen zu können? Welche Lichter wollen wir zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang anzünden und was wollen wir wie und wie lang beleuchten? Für Peter Zumthor sind dies Fragen unserer Kultur.

Der zweite Teil des Buches ist der künstlerischen Erforschung der Nachtlandschaft gewidmet. Ivan Beer dokumentiert mit



Fotos und Texten eine von Angehörigen des Tessiner Architekturinstituts organisierte nächtliche Exkursion von Chiasso über Muggio auf den Monte Generoso, um die Phänomene der Nacht auf sinnlich-konkrete Weise erfahrbar zu machen. In jener «Notte di falena» (Nacht der Nachtfalter), einer Leermondnacht im August 2004, erlebten die Wanderer 15 atmosphärische Inszenierungen zur Wahrnehmung der Nachtlandschaft. Nach dem Aperò mit Musik und Lesung in der «Bar Falena» auf einer Autobahnbrücke in Chiasso, wo die Lichter des Verkehrs und der Werbung durch Plastikwände schimmerten, tauchten die Wanderer in Muggio in die Dunkelheit ein. Auf dem Aufstieg durch Bergdörfer, Wälder und über Alpweiden begleiteten sie verschiedene speziell beleuchtete wissenschaftliche, künstlerische und kulinarische Stationen: Im Bach schwimmende Kerzen, auf eine Kirchenmauer projizierte Satellitenbilder der Nachtbeleuchtung in Mitteleuropa, brennende Grappagläser, historische Postkarten am Wegrand, Gemälde von Nachtlandschaften in einer Alphütte, Poesie unter einer Buche mit einer Laterne als Mond, Schattenspiele der Bäume auf einem Tuch. Auf eindrücklichen Farbfotos ist in diesem Kapitel auch der anschliessende Sonnenaufgang auf dem Monte Generoso mit dem Blick auf die Poebene und auf die Alpenkulisse festgehalten.

Im dritten Teil des Buches wird die Entwicklung der künstlichen Beleuchtung aus der Sicht der Geschichte, Soziologie und Satellitenfernerkundung dargestellt. Die historische Forschung hat gezeigt, dass die künstliche Beleuchtung mit dem Wohlstand, mit Formen der Sicherheit und Sozialdisziplinierung sowie mit dem ästhetischen Gebrauch der Kulturlandschaft zusammenhängt. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat mit dem Wirtschaftswachstum auch in den voralpinen und alpinen Zonen der italienischen Schweiz die öffentliche Beleuchtung massiv zugenommen. Die Zahl der öffentlichen Lampen hat sich zwischen 1950 und 2000 verzehnfacht. Besonders die Strassenbeleuchtung ist praktisch überall normiert und zeichnet die Umrisse des Siedlungsgebietes nach. Auch die Inwertsetzung von Baudenkmälern als kulturelles Erbe und von touristischen Anlagen trug zur Zunahme der nächtlichen Beleuchtung bei. So werden durch illuminierte Bauwerke Nachtlandschaften als eine Art «nächtliches Museum» inszeniert. In neuerer Zeit scheint der Trend jedoch wieder zur Entdeckung und Wertschätzung der natürlichen Dunkelheit zu gehen.

In Europa ist es kaum mehr möglich, nachts eine Landschaft zu betrachten, in der die Lichtquellen ausschliesslich von den Gestir-

nen stammen. Selbst in alpinen Regionen nimmt man die Lichtmissionen der städtischen Zentren wahr. Die von Soziologen befragten Bewohner von Alpentälern bewerten das Kunstlicht unterschiedlich. Einerseits werden beleuchtete Orte aufgewertet und erscheinen angenehm und interessant, andererseits wird der ästhetische Verlust der Aura von Nachtlandschaften durch eine unnötige und zu lang dauernde Beleuchtung öffentlicher Räume beklagt. Während das künstliche Licht in urbanen Zentren Sicherheit vermittelt, äussern Bewohner des ländlichen Raums kein Bedürfnis nach mehr Beleuchtung. Im überschaubaren Raum, wo man sich auskennt, fühlt man sich auch in der Dunkelheit sicher. Wie unterschiedlich die Nacht in Stadt und Land erlebt wird, kommt auch deutlich auf Kinderzeichnungen zum Ausdruck, die in Lugano und Verscio entstanden. In der hell erleuchteten Stadt kennen die Kinder die Dunkelheit kaum mehr. Als Folgewirkung der Lichtverschmutzung wird vor allem das Hellerwerden des Nachthimmels von immer breiteren Kreisen der Bevölkerung bewusst wahrgenommen. Die Sterne immer weniger zu sehen, bedeutet den Verlust einer wichtigen transzendentalen Erfahrung. Satellitensensoren, die aus grosser Höhe Lichtmissionen von Städten, Siedlungen und Verkehrswegen in ihrer zeitlichen Veränderung erfassen, belegen im Alpenraum seit Ende der 1970er Jahre eine Zunahme der beleuchteten Zonen, besonders in den Alpenrandgebieten. Einstige Lichtpunkte sind zu Teppichen zusammengewachsen. Die besonders stark beleuchteten Flächen haben sich im Zeitraum 1992–2000 fast verdoppelt und auch die Intensität der Lichtabstrahlung hat zugenommen.

Dieses Buch ist ein Beitrag zur Sensibilisierung für das Thema «Lichtverschmutzung», das nicht einfach technisch oder umweltschützerisch abgehandelt wird, sondern in einer gelungenen Verbindung von Wissenschaft und Kunst verschiedene Sichtweisen präsentiert. Die Bilder und Texte im schön gestalteten Band stimulieren die Sinne und regen zum Nachdenken an. Weitere Disziplinen, die sich mit den Auswirkungen der Lichtverschmutzung beschäftigen, wie etwa die Zoologie, Astronomie oder Umweltwissenschaften, waren am Fiat-Lux-Projekt nicht beteiligt. So fehlen in der Publikation Untersuchungen über die Folgen für die Natur mit Störungen des Lebensraumes von Tieren und Pflanzen oder über Beeinträchtigungen des Schlaf- und Wachzyklus des Menschen.

Vermehrt werden Massnahmen gegen übermässige und falsch installierte künstliche Beleuchtung ergriffen. Organisationen wie die «Dark Sky Association» setzen sich für das «natürliche

Dunkel» als Ressource ein. In der Schweiz hat das Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft in einer Broschüre Empfehlungen zur Vermeidung von Lichtemissionen herausgegeben. Auch einzelne Kantone und Gemeinden sind mit verschiedenen Regelungen aktiv geworden.

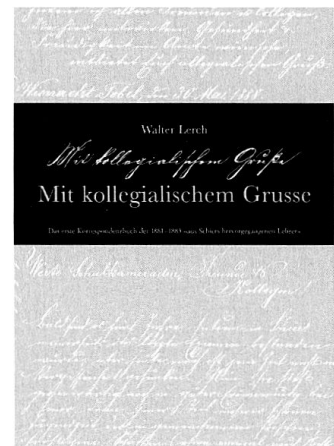
Silvia Conzett

Nach dem Schierser Seminar

Walter Lerch (Hg.). Mit kollegialischem Grusse. Das erste Korrespondenzbuch der 1881–1883 «aus Schiers hervorgegangenen Lehrer». Desertina, Chur, 2005. 244 Seiten, 33 Abbildungen. ISBN 3-85637-317-9.

Die altväterische Begrüssung in schönster deutscher Kurrentschrift auf dem Einband lässt Gutes und Originales ahnen: Insider berichten nach dem Verlassen des Schierser Seminars ihren Klassenkameraden und Freunden reihum von ihrem Leben und Ergehen und lassen dabei manche Erinnerung an die Zeit im Internat einfließen. Walter Lerch, lange Zeit selber Lehrer für Deutsch und Geschichte an diesem Seminar und sein letzter Vorsteher bis zu dessen Liquidierung im Zuge der jüngsten Reform der schweizerischen Lehrerausbildung, hat gründliche, zuverlässige Arbeit geleistet mit diesem Beitrag zur Geschichte der Lehrerbildung in der Schweiz gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Der Verlag hat das Buch sorgfältig und gefällig gestaltet. Mitherausgeber ist der Verein für Bündner Kulturforschung, der beratend an der Produktion mitgewirkt hat.

«Wie viel erzählt es [das Korrespondenzbuch] von köstlichen Freuden und schweren Leiden, von festem Hoffen und stillem Dulden, von erfreulichen Erfolgen und argen Enttäuschungen, von unablässigem Streben und leider auch von Stillstand und Verlust von idealen Gütern.» So schreibt Jakob Lenggenhager in Altstätten im 95. Beitrag (21. Oktober 1896). Es wundert nicht, dass das Buch im Lauf des mehrmaligen Umgangs mit mancherlei liebevollen Namen bezeichnet wird: «Der liebe Gast, der liebe Bote (!), ein Kleinod, ein werter Gast, das uns allen so liebgewordene Buch, ein lieber Wanderer, der gemeinsame Freund». Schmerzlich müssen treue Korrespondenten erleben, wie das Buch hin und wieder lange irgendwo liegen bleibt (einmal gar drei Jahre!), so dass es schon als verschollen gilt. Wer saumselig ist, macht sich bei den Beiträgern jeweils nicht beliebt. Immerhin ist erfreulich, über wie lange Zeit und wie doch ziemlich regelmässig das Buch die Runde macht und dadurch Bande der Freundschaft und – trotz allerlei Kritik – die Anhänglichkeit an die gemeinsame Ausbildungsstätte pflegt und fördert. Erst wesentlich später kam unter den ehemaligen Schülern ein formeller Zusammenschluss zustande, der heute noch als «Altschierser-Verein» eine lobenswerte Tätigkeit entfaltet



(und der auch an der Finanzierung der vorliegenden Schrift beteiligt ist).

Das Buch beginnt (nach einem Vorwort von Christian Brosi, derzeit Direktor der Evangelischen Mittelschule Schiers, und dem Dank von Walter Lerch) mit einer Einführung, in der Idee und Verwirklichung des Korrespondenzbuches knapp dargestellt sind und ein Blick auf die Lehrerbildung im Kanton und in der übrigen Schweiz gelenkt wird. Schon hier – und auch sonst in der ganzen Publikation – sind die reichlich eingestreuten, informativen Abbildungen (im ganzen 33) sehr zu begrüßen. Über seine Grundsätze als Herausgeber des Buches äussert sich Lerch genau. Dass er uns den Text buchstabengetreu vorlegt, ist richtig, mit allen Unvollkommenheiten und Ungenauigkeiten, mit Fehlern und Flüchtigkeiten, in einer Orthographie noch vor der Reform um 1900. Im Beitrag 70 vom 27. Juni 1892 wird bemerkenswerterweise der Wunsch nach einer einheitlichen Orthographie laut. Eben deshalb wäre es nicht nötig gewesen, allüberall ein [sic] zu setzen, womöglich noch mit einer erklärenden Bemerkung. Das stört nur den Lesefluss. Wir haben das Zutrauen, dass der Text, den Lerch uns vorsetzt, genau so im Korrespondenzbuch steht, um so mehr, als die Publikation so gut wie frei von Druckfehlern ist. Diese «sic-o-Manie» setzt sich sogar fort, wenn Lerch in der Zusammenschau am Schluss des Bandes aus den einzelnen Beiträgen zitiert. Die gleiche Beanstandung gilt auch für die Auflösung völlig klarer und selbstverständlicher Abkürzungen, mit oder ohne Punkt, und: sich über die zahlreichen eckigen Klammer hinwegzuhangeln, ist nicht lustig. Im Briefverkehr ist Manches «üblich», was dies sonst nicht ist, z.B. «l.» für lieb oder «u.» für und. Auch in der Erklärung von Fremdwörtern oder bildlichen und mundartlichen Wendungen, ebenfalls in [] oder in einer Anmerkung, geht Lerch entschieden zu weit: An was für Leser denkt der Herausgeber eigentlich? Das sind aber die einzigen Einwände, die gegen diese Arbeit zu erheben sind und sie mögen halt unter das gleiche Stichwort fallen, das unausgesprochen auch die Mängel trifft: Pedanterie.

Von Seite 17 an folgen die einzelnen Beiträge, Nr. 1 vom 1. Feb. 1888 bis zum letzten, dem 100. vom 24. Dez. 1897. Dann war das Buch fast voll. Ein in Aussicht genommener zweiter Band kam zwar zustande, ist aber verschollen. Wer sind die Verfasser? Bauern- und Handwerkersöhne, Söhne von kleinen Beamten, auch Lehrersöhne – junge Menschen aus bescheidenen Verhältnissen also. Der Eintritt ins Seminar schien ihnen den Weg in eine etwas gehobenere soziale Schicht zu öffnen. Es fehlte auch nicht die Be-

geisterung, für das geistige Wohl des Volkes zu wirken. Damals aber war es in vielen Fällen damit nicht eben weit her, wie die häufigen Klagen über mangelhafte Entlohnung zeigen. Für viele waren das Ausüben einer Nebenbeschäftigung und die Annahme einer Saisonstelle während des Sommers existenznotwendig. Das Für und Wider dieser Situation wird thematisiert. Auch ob es richtig sei, dass der Lehrer Militärdienst leisten müsse während der sowieso kurzen Schulzeit, und beklagt wird andererseits, dass man, wenn überhaupt, nur im Landsturmalter zum Korporal befördert werde. Unter den Beiträgern ist immerhin der eine oder andere Offizier! Für nicht wenige ist der Seminarabschluss eine Starthilfe für den Einstieg in andere Berufe oder ins Wirtschaftsleben, einige nutzen ihn zum Weiterstudium. Die Gründung einer Familie und die Geburt des ersten Kindes werden sachlich erwähnt, häufiger aber in einer studentisch burschikosen Weise, hinter der deutlich der väterliche Stolz steckt. Einmal vernehmen wir ein veritables Hochzeitscarmen, ein andermal erfahren wir Einzelheiten der Hochzeitsreise.

Ein ständiges Thema ist die Weiterbildung, in Kursen oder auch auf eigene Faust. Man wird den Absolventen von Schiers zugestehen, dass sie den Idealismus der Jugendjahre trotz manchmal widriger Umstände bewahrt und gepflegt haben. Im Korrespondenzbuch stärken sie sich gegenseitig und ermuntern sich. Dazu gehört auch, dass etliche ihr Tätigkeitsfeld in einer «Anstalt» für benachteiligte (blinde und schwachsinnige) Kinder finden. Als «Schullehrerbildungs- und Rettungsanstalt» war Schiers 1837 auch gegründet worden.

Leid in der Familie, im Freundskreis kommt zur Sprache – Kinderkrankheiten verliefen häufiger als heute tödlich. Neuerungen und den Umbrüchen der Zeit stehen die Verfasser offen gegenüber: Das Eisenbahnzeitalter ist angebrochen, Direktor Baumgartner war in Landquart noch «in schmutziger Kutsche» abgeholt worden. Mit Begeisterung schreibt einer vom Bau der Bahn Berneck-Altstätten. Eine mehrtägige Velotour (man schrieb «Zweirad») ist erwähnenswert. Die Schulvogt-Diskussion, ausgelöst durch eine eidgenössische Schulvorlage von Bundesrat Schenk, ergibt Schreibstoff. Vom Unterricht in einzelnen Fächern, besonders von der methodisch-praktischen Ausbildung der zukünftigen Lehrer liest man (leider) wenig. Es wird in mehreren Beiträgen geklagt, man habe nur ein theoretisches Rüstzeug bekommen. Allgemeines Bildungsgut schimmert durch in den gelegentlichen Zitaten aus Schiller oder Goethe, auch Uhland und Gotthelf werden erwähnt. Ein literarischer Lesekreis in Hundwil ist für

einen Verfasser Quelle der Freude. Weder diese Hinweise noch die ziemlich häufigen Zitate oder Anspielungen auf Texte der Bibel wird man ohne weiteres dem Unterricht zugute halten. Es sind wohl viel eher eingefangene «geflügelte Worte», die Lerch mit grösster Genauigkeit nachweist.

Eine recht lebhaftete Kontroverse entzündet sich an der Person von Direktor O. P. Baumgartner. Er kommt nicht in allen Beiträgen gut weg, u.a. wird seine oft heftige, ungeduldige Art kritisiert. Schwerer wiegt der Vorwurf, sein Religionsunterricht sei ein kaltes, seelenloses Einträufeln von Glaubenssätzen gewesen, die als ewige Wahrheiten ausgegeben würden. Der kritische Umgang mit der Bibel durch die liberale Theologie war offenbar dennoch bis Schiers gedungen. Es gibt auch Stimmen, die Baumgartner Gerechtigkeit widerfahren lassen und seine grossen Verdienste um die Schule zu schätzen wissen.

Wie verschieden in Stil und Inhalt sind die Beiträge! Man glaubt beim Lesen dem Verfasser unverstellt in die Augen blicken zu können. Dass die «Stylformen» unterschiedlich sind, spüren auch die Beiträger selber, und dies macht nicht zuletzt den Genuss beim Lesen aus. Einige schreiben sachlich-mitteilend; andere verfügen über einen lässig-burschikosen Stil und geniessen das auch; bei einigen ist noch viel Jünglinghaftes, Unerwachsenes spürbar. In diesem Zusammenhang sei auf die treffliche Idee des Herausgebers verwiesen, den einzelnen Beiträgen beim ersten Mal eine kleinformatige Porträtfoto oder – wenn eine solche fehlt – wenigstens einen originalen Schriftzug beizugeben. Wie kindlich, wie unsicher oder mit etwas gemachter Sicherheit schauen uns diese Gesichter an!

In einer ziemlich breit geratenen «Zusammenschau» stellt Lerch uns die Inhalte der 100 Beiträge unter vier Gesichtspunkten vor: Erziehungsanstalt Schiers – Berufliche Laufbahnen – Öffentliche Stellung und Arbeitsumfeld – Persönlichkeiten und Persönliches. Der Gefahr, Zitat an Zitat zu reihen, ist Lerch nicht immer entgangen oder ausgewichen, im Bemühen, die originalen Texte sprechen zu lassen. Es ist ein Gewinn, den Texten und ihren Verfassern nach dem Lesen der Beiträge in der Reihenfolge ihrer Abfassung und in dem ungestriegelten Kunterbunt noch einmal zu begegnen und inne zu werden, wie vielfältig und reich an Informationen über Leben und Befindlichkeit des Lehrerstandes am Ende des 19. Jahrhunderts dieses Korrespondenzbuch ist. Eine Karte zeigt die Schreib- und Arbeitsorte der insgesamt 36 Beiträger (nur wenige schreiben bloss ein einziges Mal), über fast die ganze reformierte deutsche Schweiz verteilt, mit Schwer-

punkten in den Kantonen Glarus und Baselland (und natürlich Graubünden). Jene beiden Kantone sind auch in viel späterer Zeit ein Ackerfeld des Seminars Schiers geblieben, bevor sie ihre eigene Lehrerausbildungsstätte gründeten. Mit der Einführung des 5. Seminarjahrs und der damit verbundenden Berechtigung zum Bündner Patent, gleichwertig mit Chur, und mit dem bündnerischen Mittelschulgesetz von 1962 wurde die Evangelische Mittelschule (mit Seminarabteilung) recht eigentlich zur Mittelschule fürs Prättigau und die angrenzenden Talschaften. Damit nahm aber der Zufluss ausserkantonaler Schüler markant ab.

Es sei an dieser Stelle der Hinweis erlaubt, wie sehr Zustände und Verhältnisse der längst vergangenen Zeiten des Korrespondenzbuchs noch lebendig waren, als der Schreibende vor 50 Jahren den Dienst in Schiers antrat: der hohe Bestand an Internatsschülern (gegenüber wenig Externen), die grosse Zahl Ausserkantonaler gegenüber den wenigen Einheimischen, die engen Unterrichtsverhältnisse, die Aufsichtspflichten der Lehrer auch ausserhalb der Schulzeit, die Funktion des Oberaufsehers (eine eigentliche «Schüler-Selbstregierung» wurde erst unter Direktor Blum eingeführt), das Bussenwesen und nicht zuletzt die geringe Entlohnung mit quartalsweiser Auszahlung (was den Lehrer zwang, auf dem «Büro» Vorschuss zu holen) – *tempi passati*.

Das Buch schliesst mit den üblichen Teilen eines Anhangs, hier konkret einem Klassenverzeichnis der Promotionen 1881, 1882, 1883 (nicht leicht zu interpretieren!), einer Übersicht über die 100 Beiträge, jenem Brief mit der Aufforderung, ein «Visit-Brustbild» zu einem «photographischen Tableau» aller Beiträger beizusteuern, einer Tabelle der Rekrutenprüfungen 1875-1882 (mit Rangordnung der Kantone). Das Literaturverzeichnis, auf zwei verschiedene Orte im Buch verteilt, wünschte ich mir etwas konzentrierter, mit strikter Trennung von Quellen und Literatur. Und das sehr genaue Register wäre vermutlich nützlicher und übersichtlicher, wenn es aufgeteilt wäre nach Personen, Orten und Sachen.

Die vorliegende Publikation ist alles in allem ein interessantes, sorgfältig und liebevoll gemachtes und nicht zuletzt: ein schönes Buch, dem weite Verbreitung zu wünschen ist.

Gerhard Würgler